

Anfang der Kultur in unserem Lande

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Taschenbuch**

Band (Jahr): **36 (1887)**

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-125399>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Anfang der Kultur in unserem Lande.

~~~~~

**M**it der Kindheit beginnt das Leben auch des Größten der Großen der Erde. Die Zeit der eigenen Hilflosigkeit des Menschen ist eben so bedeutend für seine leibliche Entwicklung, als für die Entfaltung der geistigen Kräfte. Es ist uns ein unlösbar scheinendes Räthsel, wie die Erfüllung der Seele des Kindes mit Vorstellungen sich vollzieht und mit dem Augenblick, in welchem sich sein Auge verständnißvoll aufschlägt und die Lippen zu lallen beginnen, ist schon eine hochbedeutende Stufe in der Entwicklung des einzelnen Wesens zu ihrem Abschluß gelangt. Wenn wir über diese Stufe auch wenig Sicheres wissen, so hat doch die Erfahrung deren Bedeutung nachgewiesen und uns veranlaßt, in der Darstellung des Lebens eines hervorragenden Mannes, jede hieher gehörige Beobachtung aufzuzeichnen, der äußern Umstände, unter welchen dieselbe verlebte wurde zu gedenken, die ersten eigenartigen Lebensäußerungen zu erwähnen und vor Allem die Mutter nicht außer Acht zu lassen, deren Auge über dem zarten Kinde wachte und aus deren Auge das Kind zuerst die Sprache der Liebe gelesen. Auch die Kulturentwicklung der Menschheit weist auf eine Stufe

der Unbehüllichkeit, der ersten Kindheit hin. Die Kunde der ersten Entdeckungen und Erfahrungen entzieht sich uns, aber wir bemerken doch, wenn wir von Beobachtungen, welche an Naturvölkern gemacht werden, ausgehen, die ersten unsichern Schritte, denen die weitem Versuche rasch und mit stets wachsendem Bewußtsein und größerem Erfolg nachstrebten. Zu den Zeiten, in welchen die verschiedenen Völker in der Geschichte ihre erste Stelle finden, haben sie diese ersten Stufen ihrer Entwicklung schon durchlaufen. Von diesem Zeitpunkt an können wir sie in großer Mehrzahl eine Entwicklung bis zu einer Höhe durchlaufen sehen, die sich ebenso sehr durch die im Volke vorhandenen Anlagen, körperlichen und sittlichen Kräfte, als durch die verschiedene Lage und Bedeutung ihres Wohnortes und die hervorragenden geistigen Führer verändert. Es ist zweifelhaft, ob jedem Volke in seiner Entwicklung ein Grenzpunkt gesetzt ist, nach dessen Erreichung ein Zerfall und nach großen Zeiträumen ein neuer Aufschwung möglich ist. Dagegen ist sicher, daß die Kulturentwicklung keines Volkes in einer gleichmäßig steigenden Linie erfolgt, sondern sie beschreibt gleichsam eine Zickzacklinie mit zeitweisen scheinbaren oder wirklichen Rückschritten. Es ist diese Bewegung vielleicht vergleichbar mit der strotzenden periodischen Saftfülle eines Baumes, den rasch entwickelten Trieben, Blüthen und Früchten und dem periodischen Stillstand im Wachsthum, einem Stillstand, welcher natürlich begründet und nothwendig ist zum Sammeln neuer Kräfte. Die Entwicklung eines Volkes ist aber auch abhängig von derjenigen der gesammten Menschheit, vornehmlich von derjenigen der Völkerschaften, mit denen ein Verkehr unterhalten wird. Es wird uns sofort klar, wenn wir bedenken, daß die Erfindung oder

Entdeckung der Feuererzeugung, der Bearbeitung von Holz, Stein und Metallen keineswegs auf die Dauer nur für einen einzelnen Stamm von Wichtigkeit war, sondern der gesammten Menschheit zu Gute kam — sie auf eine wesentlich höhere Stufe hob. Auch weniger bedeutsame Erfindungen, wie diejenige der Bearbeitung von Steinen zu nützlichen Geräthen und zu Waffen blieben keineswegs für einen einzelnen Stamm von Wichtigkeit, sondern es wurde die Kunst der Bearbeitung der geeigneten Steine andern Stämmen mitgetheilt, die Erfindung wurde an Hand des fertigen Produktes noch erfunden oder die Pfeilspitzen und Netze wanderten als Tauschartikel von Hand zu Hand bis in entfernteste Gegenden. —

Mit den Künsten der Herstellung der Waffen aus harten Steinen, der Schärfung von Beil- und Lanzen-  
spitzen durch Zurecht schlagen und später durch Schleifen, der Benutzung des Feuers zur Zubereitung der Speisen, zur Erwärmung und als Hilfsmittel beim Bearbeiten harter Hölzer und der Aushöhlung starker Stämme zu Booten, hatte die Menschheit schon eine verhältnißmäßig hohe Stufe erreicht und es steht unzweifelhaft fest, daß keinerlei Entdeckung oder Erfindung irgend eines Zeitalters der künstlichen Erzeugung des Feuers an die Seite gestellt werden darf. Wir nehmen unsern einleitenden Vergleich noch einmal auf. Auch das heranwachsende Kind empfängt eine Menge von Eindrücken, Vorstellungen und Fertigkeiten im steten Umgang mit Seinesgleichen, erstarkt im kindlichen Spiel und sucht die Aeltern durch Nachahmung in ihrer ihm imponirenden Geschicklichkeit zu erreichen, später zu überbieten. Dazu gesellt sich die nothwendige Forderung des Lebens zu seiner eigenen Erhaltung und der Sicherung des Lebens der ihm Nächst-

stehenden Kraft, Geschicklichkeit und Ausdauer durch stete Übung zu erhalten und zu mehren und gleichzeitig in der Gesellschaft durch Verbindung mit allen Gleichgesinnten Hindernisse, welche die Existenz Aller gefährden oder sie in ihrer Entwicklung hemmen, womöglich hinwegzuräumen. Würden uns nicht Eltern und Erzieher über die erste Jugendzeit eines Kindes Aufschluß geben, dann besäßen wir kein anderes Hülfsmittel, als aus den entwickelten Eigenschaften und den wenigen erhaltenen Beweisen seiner ersten unbeholfenen Thätigkeit auf diese selbst rückwärts zu schließen und so das Kind vor unserem geistigen Auge gleichsam wieder in seiner Beschäftigung, seinem Denken und Fühlen erscheinen zu lassen. — Ganz ähnlich bei den ersten Kulturfortschritten ganzer Völker. Wir kennen noch solche, welche noch auf dem mühsamen Wege der Entwicklung wesentlich aus sich selbst heraus und ohne starken Einfluß bevorzugterer Völker sich befinden. Auch diese sind indessen über die ersten schüchternen Versuche hinaus und wenn sie uns auch als rohe Naturvölker erscheinen, so vergessen wir, daß nur zu leicht vererbte Be-anlagung und örtlich ungünstige Lage ein Zurückbleiben um einige tausend Jahre erklären und daß bis zu der erreichten Kulturstufe unendlich weitere Zeiträume erforderlich sein mußten. Da uns Niemand über die erste Jugendzeit berichten kann, so bleibt dieses Gebiet wesentlich erfüllt durch phantasievolle Bilder, bis Schritt um Schritt die Naturwissenschaften vereint Licht auf so viele Thatsachen werfen, daß mit ihrer Hülfe einigermaßen sichere Schlüsse aus der Menschheit erster Jugendzeit gezogen werden können.

Wir greifen nicht so weit zurück, sondern wir versuchen nur ein Bild der Beschäftigung der frühesten Be-

wohner unseres Landes zu geben. Der Umstand, daß die Entwicklungsgeschichte später während großen Zeiträumen Sprünge machte, in Stürmen und Völkerfluthen die Zeugen einer erreichten höhern Kultur zerstört wurden und Tausende ihren Tod gefunden haben, andere Tausende in halbe Barbarei zurückfielen und die bebauten Felder wieder zu Waldungen, die Städte zu Schutthaufen wurden, ließ vielleicht zu rasch schließen, daß die ersten Kulturbestrebungen ohne jede Nachwirkung auf spätere Zeiten geblieben seien, körperliche und geistige Eigenschaften der ersten Bewohner für die später Lebenden vollständig verwischt wurden. Es ist aber längst bekannt und wird durch vielfache Zeugnisse stets klarer erwiesen, daß mit dem Schweigen der Geschichte über einen bestimmten Theil der Erde nicht zugleich dessen Bewohner und ihre gesammte Kultur weggeblasen sind. Die Schweiz war am Anfang der geschichtlichen Kunde, die wir aus fremden Quellen über unser Land schöpfen, gleichsam entdeckt worden. Ihre Bewohner waren zahlreich, wohlhabend, kriegerisch und freiheitsliebend. Es ist nicht anzunehmen, daß die Völkerstürme das Gebirgsland entvölkert hätten und es ist durchaus kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß eine Verbindung von den ältesten nachweisbaren Bewohnern bis auf die Gegenwart fehle. — Ebenso wenig kann aus der Kulturstufe, welche die Ruinen der bedeutendsten Städte Helvetiens, die unter der Römerherrschaft entstanden, gefolgert werden, daß alles Land diesem langandauernden Einfluß unbedingt erlegen sei. Dazu war der Sinn und Geist der Bewohner zu zäh, das Land zu wenig geeignet und die Römer zu klug. War auch die weite Hochebene unbedingt in ihren Händen, erhoben sich ihre Städte und prunkenden Villen an den

Seeufern und Flußläufen, zogen sich ihre Straßen selbst durch's Gebirge, so waren doch noch Thäler und abgelegene Winkel genug vorhanden, woselbst alte Sitte und wohl auch Unsitte sich ansiedeln konnte. Mit der Veränderung der politischen Grenzen, der Einverleibung eines Volkes in einen neuen Staatenverband, der Veränderung von Gesetzen, selbst der offiziellen Sprache lassen sich die Grundzüge eines Volkes oder eines Völkergemenges nicht verwischen. Zeugnisse für die Richtigkeit dieser Behauptung liegen zur Genüge vor und es beweist die untergegangene Römerherrschaft selbst, daß auch sie tiefe Spuren zurückgelassen, anderseits aber schon vorhandene nicht zu verwischen vermochte, wohl auch nicht verwischen wollte. Wenn wir nur ein Volk anführen sollten, das derselben Herrschaft unterworfen war, in wildem Aufruhr gegen die Uebermacht nichts vermochte, verblutete, seine nationale Bedeutung verlor und doch in seinem Wesen nicht aufgelöst wurde, so brauchten wir nur an die Juden zu erinnern. — Doch genug. Wir wollten nur der Ansicht entgegentreten, es hätten die Völkerstämme, welche über unser Land hereinbrachen, wie der Schwamm auf einer Schiefertafel die Striche, welche ein weicher Griffel gezogen, verwischt, gänzlich ausgelöscht. Diese Züge sind mit hartem Stifte tief gegraben und wenn auch zuletzt das Gewirre nicht leicht zu entziffern ist, so brauchen wir nur auf ihre Entstehung zurückzugehen, um die Bedeutung eines jeden Zuges wenigstens zu ahnen. — Die Vererbung körperlicher und geistiger Eigenthümlichkeiten und der immerwährende Einfluß des Wohnortes weisen auf eine Entwicklung unseres Volkes, die in hohem Maße von andern Völkerstämmen beeinflusst wurde und doch ein eigenes Gepräge erhalten hat und erhalten mußte. In

einer Kette, zu der allerdings einzelne Glieder noch der Ergänzung bedürfen, verliert sich die Kulturentwicklung unseres Volkes in weit entlegenen Zeiten. Zahlreiche sichere Zeugnisse lassen dieselbe erkennen und für einzelne Zeitabschnitte auch mit einiger Sicherheit ein Bild des damaligen Lebens und Schaffens entwerfen. — Wir können, wenn auch jede urkundliche Nachricht schweigt, Thäler und Seegebiete mit den Gestalten der ersten auftretenden Bewohner unseres Landes beleben, vermögen uns ihre Wohnstätten, ihre Beschäftigung klar zu machen, deutlicher sogar, als von manchem Volk, das in der Weltgeschichte seinen dauernden Platz einnimmt.

Das Land zwischen den Alpen und dem Jura konnte zu einer Zeit, in welcher zahlreiche im Norden und Westen gefundene Feuerstellen die Anwesenheit des Menschen beweisen, noch nicht bewohnt werden. Gewaltige Gletscherflächen überdeckten den größten Theil der Hochebene, trugen ihre Geschiebe bis hoch an die Seiten des Jura und lagerten bei ihrem Rückzuge zahlreiche Geschiebehügel ab. Es scheint der Mensch schon dem ersten Rückzug der Gletscher auf dem Fuße gefolgt zu sein. Erwiesen ist seine Anwesenheit unmittelbar nach ihrem Rückzuge im Norden, Westen und Südwesten der Schweiz. Er ist Höhlenbewohner. Als solchen treffen wir ihn als Bewohner des Keßlerloches bei Thayngen, bei Schuffenried am Bodensee, in der Höhle von Freudenthal am Randen, in der Höhle von Beyrier am Salève, von Villeneuve und Vießberg im Berner Jura. — Das Keßlerloch lieferte, in Verbindung mit den übrigen Höhlen und gleichaltrigen Fundstellen eine eigentliche Sammlung der damals die Nord- und Südwestschweiz bewohnenden Thiere. Für Vießberg wies Dr. Thießing nach seinen dortigen Aus-



grabungen nach: Edelhirsch, Rennthier, Reh, Schaf, Ziege, Urochs, Rind, Pferd, Alpenhase und Fuchs. — Das Klima war, nach der Fauna und den Pflanzenresten zu schließen, ein wesentlich kälteres als in der Gegenwart. Die Steinwerkzeuge, welche in der Höhle zu Vießberg angefertigt wurden, sind aus einheimischem Material, den Knauern des Korallenkaltes angefertigt. Aus der großen Zahl der gesammelten Feuersteinwerkzeuge, den übrigen Fundstücken, sowie der Lage der Höhle schloß Dr. Thießing, daß dieselbe nur vorübergehend als Aufenthaltsort oder aber als Werkzeugmacheratelier benutzt wurde. Auf der mit Steinplatten unterlegten Feuerstelle flackerte ein lustig Feuer, während die Arbeiter in dieser Höhle mit steinernen Hämmern die herbeigeschleppten Knauern zerschlugen und die flachen Splitter durch entsprechende Schläge zu den verschiedenartigen Werkzeugen und Waffen bearbeiteten. Schaber und Pfeilspitzen, Messer und Steinbeile entstunden unter den Händen der emsigen Handwerker, denen die Jäger vielleicht das Wild, welches sie in der Umgebung erlegt, als Morgenbrod brachten und andere Leute die entsprechenden zu bearbeitenden Steine herbeischleppten. Es ist möglich, daß schon in dieser fernabliegenden Zeit die Bewohner eine gewisse Arbeitstheilung eingeführt hatten, indem die geschicktesten Arbeiter im Herstellen der Waffen und Geräthe kaum auf die Jagd zu ihrem Unterhalt sich begaben und wohl auch nicht ein Jeder zum Herausfinden der geeigneten Knauer verwendbar sein mochte. Da es bis zu dieser Stunde noch nicht gelungen ist, die eigentliche Wohnstätte dieser Bewohner, welche hier arbeiteten, zu finden, so müssen wir uns zur Gewinnung einer nähern Kenntniß des Kulturstandpunktes dieser Höhlenbewohner nach derjenigen von Thayngen

wenden. Diese gehört ebenfalls der Steinzeit an, es finden sich aber neben den Messern, Sägen, Lanzen und Pfeilspitzen aus Feuerstein auch Nadeln und Bohrer aus Rennthiergeweih und Knochen.

Es ist hier gleich zu bemerken, daß mit der Bezeichnung Steinzeit lediglich ein kürzerer oder längerer Abschnitt in der Entwicklungsgeschichte eines Volkes angedeutet ist, die an sich durchaus keinen Maßstab für den zeitlichen Abstand von der Gegenwart an die Hand gibt. Die ältere Steinzeit der geschlagenen Waffen und Geräthe und die jüngere der geschliffenen, polirten Messer, Aexte zc. treten bei verschiedenen Völkern in durchaus verschiedenen Zeiten ein. So befinden sich beispielsweise einige Völkerstämme Nordasiens noch fast ganz im Steinzeitalter und es gestatten diese Völker, welche unter vielfach ähnlichen Verhältnissen wie die Höhlenbewohner leben, viele interessante Vergleiche. Für unser Land gewinnen wir nur aus den gleichzeitig lebenden Thieren im Vergleiche mit den während der Pfahlbauzeit und in der eigentlich historischen Zeit häufigst auftretenden Thieren einen relativen Maßstab. Die Thaynger Höhle in Verbindung mit den übrigen schweizerischen Fundstätten jener Periode lieferte ein reichhaltiges naturhistorisches Museum der zu jener Zeit in der Schweiz lebenden Thiere und diese Funde gestatteten Prof. Rüttimeyer ein belebtes Bild der Fauna jener Zeit zu entwerfen und die Unterschiede zwischen derjenigen der Nord- und Südschweiz nachzuweisen. Sind diese Knochenreste für die Thiergeschichte von hohem Interesse, so sind einzelne andere Fundstücke für die Kulturgeschichte ebenfalls von unschätzbarem Werthe.

Dr. Dändliker zeichnet uns das Bild des Höhlenbewohners folgendermaßen: „Er war ein „Barbar“. Er

kleidete sich in Felle, trug Waffen von Stein und Horn, Ohrgehänge und Armzierden aus Muscheln, Zähnen oder Knochen; wahrscheinlich bemalte er sich das Gesicht — wir werden ganz an die Erscheinung eines Wilden in Amerika oder Australien erinnert.“ — Wenn wir Barbar in dem Sinne der Griechen anwenden, so müssen wir dasselbe annehmen, denn es steht außer Frage, daß unser Stammbaum nur mit wenigen Wurzeln in jenem Volke wurzelt. Allein das Bild des „Wilden“, wie es uns vorgeführt wird, dürfen wir nicht so ohne weiteres annehmen. Hart und sehnig mußte der Menschenstamm sein, welcher in dem hochnordischen Klima den schwindenden Gletschern nachdrängte und vielleicht schon einmal vor deren Borrücken zurückgewichen war. Das Klima, unter welchem diese Menschen lebten, kann nicht ein arktisches genannt werden, indem die mittlere Jahreswärme höher stehen mußte, als diejenige Lapplands. Sie stand aber tiefer als diejenige von Feuerland im Süden von Südamerika. Es herrschte wahrscheinlich eine ähnliche Vertheilung der Jahreswärme wie auf jener Insel und diese, in Verbindung mit häufigen Niederschlägen gestaltete das Klima zu einem feuchtkalten, wenig wechselnden. Gleichwohl war dasselbe selbst in der Nähe der mächtigen Eisfelder dem Menschen unstreitig weit zuträglicher, zu seiner kräftigen Entwicklung geeigneter, als dasselbe der Tropen einerseits und anderseits der Nordküsten des alten und neuen Continents in der Gegenwart. —

Auf letzterem Punkt werden wir noch zurückkommen. Wir können aber den „Wilden“ trotz seiner gewaltigen Jagdbeute und der unstreitig geringen Ausbildung seines Geruchsorgans, welches ihm erlaubte die Abfälle seiner Mahlzeiten in der Höhle aufzuhäufen, nicht so ohne wei-

teres in dieser Gestalt bestehen lassen. Es zeigen schon seine Waffen eine Fertigkeit in ihrer Herstellung. Wichtiger, unendlich wichtiger ist aber ein anderer Punkt, das ist die Kunst, welche ihren ersten Einzug in den dunkeln, nur von Feuer erhellten Höhlen hielt. Auf Horn und Knochentafeln und auf Schieferkohlenplatten haben uns jene „Wilden“ eingeritzte Thierbilder mit einer Naturtreue und unter Ueberwindung der bedeutenden technischen Schwierigkeiten hinterlassen, die uns eine hohe Meinung von diesen Jägern beigebracht haben. Auch die Schnitzerei lieferte ähnliche Ergebnisse. Es sind nicht nur vereinzelte „Künstler“, die ihrer Schaffenskraft Raum gaben, sondern es beweisen die einzelnen Funde in den verschiedenen Höhlen, daß wir es mit einem Volke zu thun haben, welches schon längst die ersten stümperhaften Anfänge in der Thierdarstellung überwunden und dessen zahlreiche Bildschnitzer und Radierer mit fester Hand nach den ihnen zur Verfügung stehenden Vorbildern arbeiteten. Einzelne eingeritzte Zeichnungen beweisen auch, daß der Gegenstand zu keinem andern Zwecke dargestellt wurde, als dem inwohnenden Drang, dem Kunstbedürfniß zu genügen und daß von einer Ausschmückung von Geräthen hiebei nicht gesprochen werden kann. Die Darstellungen des schreitenden (wildes) Pferdes, des weidenden Rennthieres, des Kopfes eines Moschusochsen, des Pferdekopfes und des Bären in sitzender Stellung sind — unter Berücksichtigung des theilweise sehr spröden Materials, Zeugnisse bedeutender Fertigkeit, ausgezeichneter Auffassungskraft und Beobachtungsgabe. Da haben wir es mit keinem „Wilden“ zu thun, welcher mit verzerren Figuren seinen Körper, seine Waffen und Geräthe verziert, sondern es ist die Arbeit von Männern, denen mit der Beobachtung der Thierwelt

und der Nachbildung der Thiere in charakteristischen Stellungen, mit treuer Wiedergabe der spezifischen Eigenschaften denselben nicht wild gegenüberstehen konnten, sondern denselben nur die zur Nahrung und Kleidung notwendigen Dinge entnahmen, und in ihnen ihre Ernährer und Bekleider erkannten. Aus den Hilfsmitteln allein, über welche die Höhlenbewohner verfügten, läßt sich auf die niedrigen Eigenschaften keineswegs schließen, wohl aber gaben wenige Thatfachen, wie diejenige ihrer künstlerischen Thätigkeit der Ansicht Raum, daß dieses am Ende der Gletscherzeit über einen großen Theil von Mitteleuropa ausgebreitete Volk in geistiger Beziehung keineswegs so niedrig gestanden haben mag, als nach dem oben angeführten Urtheil angenommen wird. Es beweisen ja noch die heute unter ungünstigen klimatischen Verhältnissen lebenden Völker vielfach, daß sie trotz, zum Theil auch in Folge des harten Kampfes für ihre Existenz, durchaus nicht so tief zu stehen brauchen, wie viele weit günstiger gestellte Völker des Südens. Das Thierfell, die ausschließliche Fleischnahrung, die Steinwaffe und das Knochengeräthe macht an sich noch nicht die Wildheit eines Volkes aus, wenn allerdings diese Gegenstände auch für unsere Zeit erweisen, daß die Völker, in deren fast ausschließlichen Gebrauch dieselben sich befinden, zurückgeblieben sind. Auch in unsern Tagen ist indessen wie zu allen Zeiten das Kulturmittel nicht mit dessen richtiger Anwendung gleichbedeutend und es ist ebensowenig der sittliche Werth und die geistige Fähigkeit mit den bereits erworbenen Mitteln zu verwechseln. Wir haben schon oben angeführt, daß ein Volk aus sich allein nicht fähig ist mit denjenigen Schritt zu halten, die in steter Verbindung mit andern stehen und auch das hervorragendste Kultur-

voll der Gegenwart müßte, wenn auf sich allein angewiesen, wenn ohne Beziehung zu andern, allmählig zurückbleiben. Wie viel mehr, wenn eine fast vollständige Isolation stattfindet und die Ungunst der örtlichen und klimatischen Verhältnisse Kraft und Intelligenz fast ausschließlich in stetem Kampf um des Lebens Nothdurft anspannen. Doch auch in diesem Falle ist ein Zurücksinken der Anlagen nicht nothwendig eine Folge dieser Verhältnisse. Es wird keinem Einsichtigen beifallen, die hochbedeutenden Eigenschaften vieler arktischer Völker zu verneinen oder deren nicht unbedeutende Intelligenz aus dem Grunde in Zweifel zu ziehen, weil sie noch keine Flotten von Grönland ausgerüstet oder an der Tschuktischen Küste keine Hochöfen erstellt. Der Umstand schon, daß Europäer unter den Grönländern, wenn andauernd ohne nachhaltige Verbindung mit dem Mutterlande, unzweifelhaft in diesem Volke aufgehen, beweist dessen Lebenskraft und kulturelle Anpassung an Lage und Klima, die sich in südlicheren Gegenden in wesentlich anderer Weise geäußert hätten. Ueberhaupt ist der Begriff eines „Wilden“ ein äußerst unsicherer und wenn damit der vornehmlich von der Jagd sich nährenden, auf verhältnißmäßig niedriger Entwicklungsstufe stehende Naturmensch bezeichnet wird, dem kein anderes Hülfsmittel denn seine Waffe, kein anderes geeignetes Haus denn die Höhle aus zwingenden Gründen zur Verfügung stehen kann, so wird damit leicht eine durchaus irrige Vorstellung verbunden, der wir entgegenzutreten uns verpflichtet fühlen. Alle Achtung vor der hohen Kultur einzelner Völker der Gegenwart, aber auch alle Achtung vor den schlummernden Keimen zu dieser Entwicklung, vor den ersten Vorgängen, den ersten Versuchen. — Eine Erniedrigung der mittleren Jahres=

temperatur um 5° C., eine gleichmäßigere Vertheilung der Sommer- und Winterwärme und mit den Bewohnern unserer luftigen Häuser wäre es aus — die veränderten natürlichen Verhältnisse würden unserer Kultur spotten und uns in durchaus veränderte Bahnen zwingen, wenn wir nicht unterzugehen wünschten. — Es ist von höchstem Interesse über die Lebensweise der alten Höhlenbewohner unseres Landes einige Andeutungen aus dem Leben eines fast ganz im Steinzeitalter lebenden hochnordischen Volkes zu entnehmen, das unter weit ungünstigeren klimatischen Verhältnissen zu leben gezwungen ist. Es sind dieß die Tschukttschen im Nordosten Asiens. „Nach den Tschukttschen zu urtheilen, sagte Nordenskjöld, dürften unsere Voreltern keineswegs so raubthierähnlich gewesen sein, als wir sie uns gewöhnlich vorstellen.“ Während des Sommers essen dieselben reichlich gesammelte Beeren und die Vorräthe an Küchengewächsen, Wurzeln, Knollen, Blättern und zarten Stengeltheilen, die sie anlegen, sind ganz bedeutend. Die in Felle eingepackten Blätter und Schößlinge, welche aufbewahrt werden, haben einen ähnlichen Prozeß zu bestehen wie unser Sauerkraut. Einzelne Wurzeln und Wurzelknollen werden mit Fleisch gekocht, selbst Weidenzweige werden mit Steinhämmern bearbeitet und zur Nahrung verwendet. Schließlich ist auch der Inhalt des Rennthiermagens, welcher feinzertheilte Pflanzenreste enthält, als Hackgemüse zu betrachten und wird roh genossen oder in Kuchen aufbewahrt und mit Fleischbrühe gekocht. Steinhämmer, die in ähnlicher Weise mittelst Schnüren an den Halm befestigt sind, wie wir solche aus alten Fundstätten besitzen, werden zum Zerspalten der Knochen verwendet. Gerberschaben besitzen sie von Stein (theilweise jetzt auch von Eisen) und benützen die Weidenrinde

mit Urin zum Einreiben der Häute. Aus Holz und Bein geschnitzte Thier- und Menschenfiguren zeugen von dem Kunstfertigkeitstriebe. Es ist indessen bemerkenswerth, daß diese Figuren bei weitem nicht die Schärfe und Naturtreue derjenigen der Höhlenbewohner besitzen. Dagegen sind die Zeichnungen der ihnen zu Gesicht kommenden Gegenstände, wenn auch roh ausgeführt, doch durchaus sicher, lebenswahr und stellen zumeist Thiere oder Menschen in irgend einer charakteristischen Bewegung dar. Hunde und Rennthiere vor den Schlitten, letztere auf der Weide oder im Kampfe, sind Lieblingsgegenstände der Darstellung.

Nach Hilfsmitteln, Lage des Wohnortes, Kleidung und Geräthen steht das Volk der Tschuktischen nicht wesentlich höher, denn die spätern Höhlenbewohner. Die Jagdgründe der letztern waren ausgiebiger, die Winter weniger streng, die Nächte unvergleichlich kürzer, die Verbindung mit Stammesverwandten leichter zu bewerkstelligen, ihre Waffen — mit Ausnahme der erhandelten Messer und Aerte — ebenso zweckentsprechend und ihre Wohnungen viel sicherer, schutzbietender, denn die Zeltwohnungen. Das Rennthier gab auch damals sein Fell zur Bekleidung, die Nutzpflanzen waren reichhaltiger. Aber die Tschuktischen sind in ihrer Abgeschlossenheit eben auch Wilde. Nein, sie sind keine Wilde. „Die Weiber sind sehr arbeitsam; nicht nur die Pflege der Kinder, die Zubereitung der Speisen, das Schmelzen des Eises, die Reinigung des Zeltes, das Nähen und andere Frauenarbeiten werden von ihnen besorgt, sondern sie nehmen auch den Fang, des Winters im Zelte, des Sommers am Strande, entgegen, zerlegen denselben und bereiten Fäden (zum Nähen) aus den Sehnen der Thiere. Innerhalb der Familie



herrscht die größte Eintracht, so daß nie ein hartes Wort zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern zu hören war. Das Ansehen der Frau ist ein großes, bei allen wichtigen Geschäften wird sie um Rath gefragt. Die Kinder werden weder bestraft noch gescholten, sind aber dennoch die artigsten, welche ich (Nordenskjöld) je gesehen habe.“ Die Züge, welche uns aus dem Familienleben, aus der Kinderwelt mitgetheilt werden, sind wahrhaft rührend. „Bekommen die Eltern einen Leckerbissen, so bekommt jedes Kind seinen Theil davon, ohne daß jemals Streit über die Größe der verschiedenen Antheile entsteht.

Gleichwohl sieht sich der Reisende veranlaßt, das Einschlagen des friedlichen Weges, den die Küsten der Tschuktischen genommen haben, als ein Rückschritt zu verzeichnen, weil darüber die Anlagen zu Großthaten wie zu starken Sünden verloren gegangen sind. Diesen Rückschritt hatten die Höhlenbewohner kaum gemacht. Sie lebten inmitten anderer Stämme, in steter Fühlung mit denselben und drängten nach der Gletscherzeit in das Gebiet der Schweiz ein, soweit dieß möglich war. In dem steten Kampfe hatten sie sich gestählt und abgehärtet — es ward der erste Grund gelegt zu der spätern unbändigen Freiheitsliebe, in ihrer theilweisen Abgeschlossenheit zu dem Uebermuth und verletzenden Stolz, mit welchem die Nachkommen oder Erben des Volkes den Römern entgegen traten. — Geben wir auch zu, daß die Höhlenbewohner in Folge ihrer Lebensweise und Anlage einem feingebildeten Reisenden jener Zeit, wenn irgendwo auf der Erde schon ein Kulturland bestanden hätte, als rohere Menschen erschienen wären, als uns gegenwärtig die Tschuktischen erscheinen, so beweist doch dieses Beispiel zur

Genüge, daß die bis jetzt aufgefundenen Zeugnisse ihres Aufenthaltes in unserem Lande durchaus nicht geeignet sind, diese Bewohner mit dem Kulturstandpunkt der in heißen Himmelsstrichen Amerikas, Afrikas und Australiens zu vergleichen.

Den berühmten Zeiten waren schon ungemessene Zeiträume des Aufenthaltes dieser Völker in Mitteleuropa vorangegangen und es hatten sich dieselben schon in der Zeit des Zurückweichens der Gletscher wesentlich anders gestaltet, als dieß unter den Stämmen der Tropengegenden der Fall ist. — Es war allerdings noch zu frühe zur Erfindung der Metallverarbeitung, aber Speer und Bogen legen allein kein Zeugniß ab dafür, daß diese Völkerschaften ein unstätes Nomadenleben führten, wenn sie vielleicht auch auf Jagdzügen sich weit von ihrem Standort entfernt, so bot dasjelbe doch so große Vortheile, daß es beim Herannahen der rauhen Jahreszeit, wenn die Sonne tiefer sank, stets mit großer Freude aufgesucht werden mochte. In den Zeiten des ruhigen Aufenthaltes mögen hier an der Feuerstelle vielleicht, zur Ausfüllung der Mußestunden jene Schnitzereien und eingegrabenen Bilder entstanden sein, die wir billig bewundern. Da wurden auch aus den Oberarmknochen der Gänse die Pfeifen hergestellt, die vielleicht zu einer Art Panflöte verbunden wurden und deren Klang die Herzen ebenso erfreute, als in unsern Tagen der eleganteste Walzer.

Wie zur Zeit des ersten Zurückweichens der Gletscher, so nahm auch bei der zweiten ähnlichen Rückwärtsbewegung dieser Eisfelder die Temperatur beständig zu, bis sie im Laufe ungemessener Zeiten eine den jetzigen klimatischen Verhältnissen annähernd entsprechende Höhe er-

reichte, wenigstens dem Wachsthum unserer jetzigen Kulturgewächse nicht mehr hinderlich war. Wir haben schon angedeutet, daß nach der ersten Gletscherzeit in Deutschland und wahrscheinlich auch in der Schweiz sich Menschen angesiedelt hatten, welche demselben Stamme wie die spätern Höhlenbewohner angehören mochten. Es reichen die ersten Zeugnisse der Menschen, Feuersteinwaffen und Feuerstellen in Zeiten zurück, die weit vor die ältesten Nachrichten der ersten Kulturländer fallen.

Nur ganz nothdürftig erscheint das Band geknüpft, welches die ersten Bewohner mit denjenigen am Ende der zweiten Gletscherzeit, unsern Höhlenbewohnern verbindet. Es ist aber zu berücksichtigen, daß bei den großartigen Umwälzungen in der Oberflächenform, welche statthatte, auch Zeugnisse der Anwesenheit eines Kulturvolkes auf der schweizerischen Hochebene hätten zum größten Theil verschwinden müssen und es kann nur der eingehendsten Forschung und theilweise dem Zufalle anheimfallen, vielleicht dereinst an geschützter, wenig berührter Stelle unzweifelhaft den Nachweis der Anwesenheit und der Beschäftigung der frühesten Bewohner unseres Landes zu erbringen. Ebenso unklar ist uns der Zusammenhang zwischen den Höhlenbewohnern und den Seesäßen unseres Landes. Es liegt ein großer Zeitraum zwischen den beiden Ansiedlungsformen. Das Klima hat sich geändert, an Stelle der mittleren Jahreswärme von unter 5° C. ist eine solche von annähernd 8° C. getreten. Die arktische Fauna ist aus den Niederungen verschwunden und hat sich mit den entsprechenden Pflanzenformen in die Hochgebirge zurückgezogen: Dichte Waldungen bedecken die Ebenen und Hügel, Rasen und Gesträuch bekleidet die von den Gletschern zurückgelassenen Schutthügel. Wem

nicht klar sein sollte, daß die Veränderung der Temperatur, welche nicht allein für den Raum des Alpengebietes statthatte, sondern sich auch in andern Theilen der alten und neuen Welt nachweisen läßt und darum keinen örtlichen Ursachen zugeschrieben werden kann, der wird schon aus der Veränderung der Pflanzenwelt sich überzeugen können, daß große Zeiträume verstrichen sein mußten. Wir dürfen natürlich annehmen, daß in den ersten Zeiten dieser Aenderung zum Bessern, die Höhlenbewohner im Westen, Norden und Südwesten der Schweiz ihre Wohnplätze noch innebehielten und wohl erst nach und nach von denselben aus in die Morast- und sumpfbedeckten Niederungen des Landes vordrangen, an die Flußläufe und Seebecken sich wagten. Neue Thierarten drangen den Strömen entlang vor und die frühern Jagdthiere zogen sich aus den früher innegehabten Gründen zurück. Das Rennthier verschwand und der Schneehase floh leichten Laufes in die ihm zusagenden Gebiete. Dieser, welcher ein beliebtes Jagdthierchen gewesen zu sein scheint, wurde trotz der Hindernisse weiter verfolgt. Das wilde Pferd wurde selten, vielleicht wurde es ganz ausgerottet. Auch Steinbock und Gemse werden im Flachland selten und das Murmelthier schläft nur noch in den Hochgebirgsthälern. Der Urochs und der Hirsch erhalten sich auf ihren Gründen, zogen aber wahrscheinlich auch aus höhern nördlichen Gegenden weiter südwärts. „Wie früher Rennthier und Pferd, so beherrschen jetzt Rothhirsch und Wildschwein in erster, Reh in zweiter Linie die ganze Szene.“ Moschusochse, Nashorn und Mammuth verschwinden und das Elen zieht mit dem Biber in die dunkeln Sumpfwaldungen ein.

Es möchte scheinen, als könnte die Veränderung der Thierwelt sich mit einem in nicht zu langem Zeitraum

veränderten Klima leicht erklärt werden und es erforderte diese Doppelwanderung keineswegs der Jahrhunderte oder gar der Jahrtausende. Ohne hier auf die langsame Veränderung in den zur Existenz der verschiedenen Thierarten nothwendigen Lebensbedingungen näher einzutreten, erscheint auf den ersten Blick klar, daß die Wanderung der waldbildenden Bäume über die vordem unbedeckte Hochebene eines großen Zeitraumes bedurfte, der sich nicht nach Jahrhunderten, überhaupt nicht nach den uns geläufigen Zeitmaßen bestimmen läßt. Es mußte hiezu aber auch die Erde vorerst erschlossen, die Geröll- und Kiesablagerungen sich mit Erde bekleidet und die Flußläufe sich so tief eingeschnitten haben, daß die Schmelzwasser nicht mehr den größten Theil der Hochebene in Sümpfe verwandelten. — Wir sehen unter unsern Blicken Schutthalden sich mit Gras und Kraut, mit niedrigen Büschen und schließlich mit baumartigen Gewächsen bekleiden. Es reicht ein Menschenalter hin, eine solche Schutthalde mit Rasen und mit Strauchwerk zu bepflanzen. Hiezu muß aber einerseits die Erde schon vorhanden, andererseits die Feuchtigkeit entsprechend sein. Die zahllosen samentragenden Gewächse der Umgebung spenden die nothwendigen Keime und die umstehenden Bäume gewähren Schutz. Wenn aber nur Moose, Flechten und Zwergsträucher die Gewächse bildeten und nur auf einzelnen Inseln schönblüthige arktisch-alpine Pflanzen gediehen, deren Nachkommen in den jetzigen Alpenregionen und deren Verwandte sich hoch im Norden finden, dann wird uns klar, daß selbst bei einer verhältnißmäßig raschen Veränderung des Klimas, die Einwanderung der neuen Flora lange Zeiten beanspruchen mußte.

Es liegt aber außerhalb jeder annehmbaren Wahrscheinlichkeit, daß sich diese Veränderung anders denn allmählig vollzogen habe und wenn wir ihren Grund auch nicht mit Bestimmtheit angeben können, so sind wir doch genöthigt, jeden Erklärungsversuch der Ausgedehntheit der Erscheinung wegen zurückzuweisen, sofern sich derselbe nur auf ein beschränktes Gebiet, wie beispielsweise unsere Alpenwelt beschränken wollte. — Wie lange sich indessen auch der Zeitraum ausdehnte, in welchem sich die Hochebene unseres Landes zum Empfange der Menschen rüstete, er verstrich und sobald die Zustände ein Leben daselbst möglich erscheinen und die Lebensmittel sich leicht beschaffen ließen, nahm der Mensch von demselben Besitz. Noch muß das Land einen vielfach unwirthlichen Anblick gewährt haben, indem sich einerseits Waldungen und Sümpfe, anderseits auch noch Schutthügel finden mußten, welche die Erstellung von Wohnungen zu dauerndem Aufenthalt nicht begünstigten. Die Seeflächen aber, deren Spiegel bedeutend gesunken waren und deren Ufer nicht leicht an allen Stellen zugänglich waren, luden zur Erbauung von Hütten und Dörfern auf einem Kostwerk oder auf Steinhügeln ein. Wie konnten aber Stämme, welche vor Zeiten in Höhlen gewohnt hatten, auf den Gedanken verfallen, sich in den Seen anzusiedeln? Der Unterschied zwischen einer von der Natur gebotenen Wohnung, die wenigstens zu dauerndem Aufenthalt diente und einer mit unglaublichen Mühen auf einer künstlichen Insel an seichter Stelle des Sees erstellten Hütte ist größer, als derjenige zwischen dem letzten Dorfschulhaus und dem Berner Münster in seiner Vollendung. In der Zeit, über die wir keine Berichte besitzen, haben offenbar Veränderungen unter den Völkerschaften Mitteleuropas statt-

gefunden und wenn der neue Stamm, der sich mit reichern Hülfsmitteln der Kultur über unsere Gegenden ergoß, wohl mit den ersten Bewohnern der Gegenden auch nicht aufräumte, sondern sie zum Theil verdrängte oder in sich aufgehen ließ, so veranlaßte ihn die Furcht vor neuerdings hereinbrechenden Horden, vielleicht auch die Stammesgewohnheit, zum Erbauen der Wohnungen in den Seen. Es liegt indessen auch nicht außerhalb der Möglichkeit, daß die ältesten Bewohner von sich aus nach dem Verlassen ihrer ehemals bewohnten Höhlen sich zur Anlage gesicherter Bauten in den Seen veranlaßt sehen mochten, indem dieselben bei dem nicht plötzlichen Steigen des Spiegels weit sicherern Aufenthalt boten, denn die Uferterrassen, welche noch vielfach den Ueberschwemmungen ausgesetzt waren. — Uebergänge von den Höhlenwohnungen zu solchen auf geschütztem Terrain oder auf den Holzinseln werden in unserem Lande unzweifelhaft in größerer Zahl noch gefunden werden. Die Entdeckungen von A. Quiquerez im Lehm zu Bellerive deuten darauf hin. Rütimeyer stellte diese Funde denjenigen aus den Pfahlbauten, die aber weit besser erhalten, unmittelbar an die Seite. Es finden sich Ueberreste von Urochs, Hirsch, Reh, Wildschwein, Biber und ein kleiner Antheil an Hausthieren nebst zahlreichen Feuersteinwerkzeugen. Letztere zeigen zum Theil die rohere Bearbeitung derjenigen der Höhlen, zum Theil aber schon diejenige der Pfahlbauten der Steinzeit.

Von Töpferwaaren findet sich, trotz der Feuerstellen ebensowenig eine Spur als in der Höhle zu Liesberg. Es erscheint aus den verschiedenen Feuersteingeräthen, sowie aus den Thierresten wahrscheinlich, daß wir im Lehm zu Bellerive eine Niederlassung vor uns haben, die

Zeugnisse der Anwesenheit der Menschen aus sehr verschiedenen Zeiten enthält. Es reichen einerseits die Feuersteinwaffen zurück in die Zeit der rohesten Bearbeitung, andere zeigen deutliche Spuren feinerer Bearbeitung und gehören der Zeit der polirten Steinwaffen an. Ob wir hier einen größern Halteplatz während der Jagden zu erblicken haben oder ob es die Stelle einer festen Niederlassung ist, dürfte nicht leicht zu entscheiden sein. Dagegen erweisen diese Funde unbedingt, daß nach der Zeit der eigentlichen Höhlenbewohner dieser Stamm weder auswanderte noch sich sofort zu Wohnungen auf den Seen bereit fand. Selbst als die Niederungen zum größten Theil von einem hergewanderten Volke eingenommen waren und sich wohl nur wenige der ersten Sassen in unserm Lande zur Nachahmung ihrer Lebensweise bequemten, mögen dennoch besonders in den Thälern des Jura die Reste der alten Bewohner sich noch gehalten und in ihrer alten Sitte verharret haben. Es ist auch kaum an immerwährende Fehde zwischen denselben und den neuen Ankömmlingen zu denken, wir sehen ja noch heutigen Tages sehr verschiedene Völkerschaften, die auf einem gespannten Fuße leben, im Tauschverkehr miteinander stehen.

Mit den ersten Seesassen, deren Ursprung nicht nach Osten, sondern weit nach Südosten weist, die wenigstens mit Völkern des Südostens im Verkehr gestanden haben müssen, oder aus ihrer Urheimat in frühesten Zeiten sich nach Nordosten wandten und sich schon auf ihren zeitweisen Haltstellen Pfahlbauten in Seen als gesicherte und bequeme Wohnstätten erbauten, kamen die ersten Hülfsmittel eines Kulturfortschrittes in unser Land. — Für den Gewerbefleiß der ersten Seesassen sprechen die verschiedenen Geräthe, die zum Theil ebensogut zu Schutz- als zu



Fangwaffen verwendet werden konnten. Die Fassung der Steinbeile ist eine wohlgelungene und die Durchbohrung der Steinbeile und Hämmer zeugt von großem Geschick und einer kaum glaublichen Geduld. Die Töpferei wurde, wenn auch ohne Töpfer Scheibe, sondern nur von Hand betrieben. Allerdings sind die Formen ungeschlachtet, plump und ist das Material zu denselben nicht zweckmäßig gewählt, aber es bedeutet dennoch die erste schwarze Topfscherbe einen ganz bedeutsamen Fortschritt in der Kultur. — Die Steinbeile aus Jadeit und Nephrit, welche in Moosseedorf wie in Rüscherz und an den übrigen Stationen gefunden wurden, zeichnen sich zum Theil durch wundervolle Arbeit aus und die Arthälme, welche Herr Jenner in Gyps abgegossen, zeigen am Ende die keulenförmige Verdickung, welche die Amerikaner ihren Arthälmen geben und die das Abgleiten der Hand zweckmäßig verhindern. — Gewebe finden sich in hübschen Mustern nebst zahlreichen Geräthen zur Verarbeitung des angebauten Flachses. —

Hier sind wir auf der Grundlage angelangt worauf unsere gesammte Kultur ruht: dem Ackerbau. Die geringe Zahl der Ueberreste der wilden Thiere deutet darauf hin, daß die ältesten Bewohner der Pfahlbauten sich der Zucht ihrer Hausthiere und dem Ackerbau neben dem Fischfang und der Jagd widmeten. Das Wild lieferte ihnen vornehmlich unschätzbare Material, wie die Geweihe, zu Geräthen und Waffen, einen bedeutenden Beitrag zu ihren Lebensbedürfnissen aber gaben das bestellte Feld und die Hausthiere. Hund, Schwein, Schaf, Ziege und das Rind (in drei Racen) finden wir als die gezogenen Thiere, welche mit den Menschen die Holzinsel bewohnten. Wilde Thiere wurden neben Biber, Elen und Ur keine erlegt, die nicht noch in der Gegenwart unser Land bewohnen.

Dieß zeigt neuerdings, daß die Furcht vor den wilden Thieren nicht zur Anlage der Seewohnungen führte.

Unter den Kulturgewächsen erscheinen die Getreidearten des kleinen Pfahlbauweizens und merkwürdigerweise des ägyptischen Weizens, der Rispenhirse, der Gerste und der Kolbenhirse. Die wenig zahlreichen Samen des ägyptischen Weizens weisen darauf hin, daß diese in unserer Gegend nicht recht gedeihende Getreideart fast nur versuchsweise und nie im Großen von den Pfahlbauern angebaut wurde. Der Roggen fehlt gänzlich und der Hafer ist nur an wenig Orten nachgewiesen. Gemüse, wie der Pastinak, die Erbse und die Linse wurden in Moosjeedorf und auf der Petersinsel, und die Möhre bei Kobenhäusen gebaut. Obst, Beerenfrüchte und Nüsse wurden eingeheimst, die Mohnsamens finden sich zahlreich, der Flachs gab die Gespinnstfasern und die Linde zu Matten ihren Bast. Mit den Samen der Kulturgewächse wanderten auch zahlreiche Unkräuter ein; der Hanf fehlt noch vollständig.

Ganz besonders tritt uns in der Pfahlbaustation Lüscherz ein Luxus der Geräthe und eine Fertigkeit in der Steinbearbeitung entgegen, die schon dem Gedanken Raum geben, daß die Arbeitstheilung des Gewerbes in gewissem Sinne bereits zur industriellen Thätigkeit vorgeritten war, als das Dorf durch eine Feuersbrunst verzehrt wurde, bei welcher auch Menschen umkamen und ihre Getreidevorräthe, ihre mühsam erstellten Geräthe aller Art und ihre Gewebe zum Theil verbrannten, zum Theil durch einen frühzeitigen Zusammensturz des Rostes verkohlt und auf diese Weise mit den kostbaren Waffen und Werkzeugen uns erhalten blieben. — Schon der Umstand, daß die Station Lüscherz der jüngern Zeit der Steinperiode an-

gehört, oder bis in die spätere Steinzeit erhalten blieb, ferner die Thatsache, daß auf Stellen, wo eine vom Feuer zerstörte Station sich befand, an verschiedenen Orten neue erbaut wurden, schließt wohl den Gedanken einer Inbrandsetzung durch Feinde aus und es muß angenommen werden, daß Unachtsamkeit oder mangelhafte Erbauung des Herdes den Ausbruch des Feuers veranlaßte und daß die Vernichtung auf den zur Steinzeit gehörenden Stationen nicht zu gleicher Zeit stattgefunden haben kann. Erwägt man, daß einzelne Stationen der Steinzeit, nachdem sie von einer Feuerbrunst vernichtet worden waren, nicht neu aufgebaut wurden und doch die größte Zahl der Bewohner sich gerettet hatte, so erscheint es als wahrscheinlich, daß die Gründe, welche sie zur Anlage der Seewohnungen antrieben, nicht mehr dieselben waren und daß sie nunmehr am Land bequemer leben konnten oder die Station auf einer andern Stelle neu aufführten. Es ist auch zu berücksichtigen, daß die größern Pfahlbaudörfer die Arbeit von Generationen darstellen und daß nach einem Brandunglück, bei welchem ein großer Theil ihrer Vorräthe und Werkzeuge verloren ging, die Bewohner kaum in der Lage sein konnten, einen Neubau in Angriff zu nehmen, der den alten Umfang hatte. Die Noth zwang sie, von der bei ihrer Ackerbau- thätigkeit unbequemen, doch lieb gewordenen Seewohnung abzusehen und sich am Land anzusiedeln. Die nächste Generation dachte wohl kaum mehr daran, den unterlassenen Bau wieder aufzunehmen. In einzelnen Fällen wurden solche indessen wirklich durchgeführt, es mögen dort bestimmte Gründe dazu die Veranlassung gegeben haben oder es war das konservative Element bei den Berathungen in Mehrheit. Außerst gute und geübte Fischer, Schwimmer und Taucher können die Leute nicht gewesen sein,

sonst hätten sie ihre Schätze nicht in den geringen Seetiefen liegen lassen, dieß umsomehr, als die leichten Hütten und das Balkenwerk keinen mächtigen Schutt auf der Brandstätte aufhäufsten. — Einzelne nicht vom Feuer verzehrte Bauten reichen aus der Zeit der Steine in diejenige der Bronze über und beweisen, daß dieser neue Umschwung sich friedlich vollzogen hat. —

Einzelne Seen, die infolge von Auffüllungen einfließender Bäche oder durch Torfbildungen sich verkleinten, zwangen zum Verlassen von ältern Bauten. Mit dem Ende der Steinzeit hob sich der Seespiegel der Juraseen und es wurden deßhalb die Neubauten weiter entfernt vom Ufer und an tieferen Stellen errichtet. Die Pfähle werden in den Seegrund getrieben, sind stärker und zeigen eine vollkommeneren Zuspizung. — Das Kulturmittel, welches den bedeutenden Fortschritt dieser Periode ermöglichte, bildet das Metall, die Bronze, eine nicht ganz gleichbleibende Legirung von Kupfer und Zinn. — Nach den Untersuchungen von Jellenberg verändert sich der Zinngehalt von 4 bis zu 20%. Es ist nicht ermittelt, ob diese Veränderung nur von der Leichtigkeit oder Schwierigkeit der Beschaffung des Zinns abhing, oder ob hiebei auch Rücksicht auf die verschiedene Verwendung der Geräthe, vielleicht auch auf deren Preis genommen wurde. Neuester merkwürdig ist, daß die Bronze-Schmiede ihre Kunst soweit verstanden, daß sie bei einem hohen Zinngehalt die Legirung rasch abkühlten, weil dieselbe sonst nicht hämmerbar bleibt. — Auf welchem Wege die ersten Bronzegegenstände in's Land kamen, wird kaum mit Sicherheit festzustellen sein. Die Ansicht, es sei die Bronze von den Phönikiern an die Pfahlbauer verhandelt worden, muß auf Schwierigkeiten stoßen, weil die Bronze-Zeit-

Pfahlbauer ihre Legirungen unzweifelhaft selbst machten und den Guß der Waffen und Geräthe selbst besorgten. Dagegen ist es nicht unwahrscheinlich, daß den alten Gießern und Schmieden der Pfahlbauten das Zinn, allerdings auf dem Wege des Zwischenhandels, von dem westasiatischen Krämervolke zuging. —

Wir haben schon oben angedeutet, daß die Kulturgewächse, welche bereits zur Zeit des ausschließlichen Gebrauchs der Steinwerkzeuge angebaut wurden, mit sammt der unfreiwillig eingeschleppten Unkrautsamen als auf eine im fernen Südosten liegende Urheimat deuteten. Daß dieser Weg, den die Kulturgewächse und das Volk, welches dieselben einführte, nahmen, gegen das Ende der ausschließlichen Verwendung des Steines zu Waffe und Werkzeug vergessen werden konnte, ist kaum glaublich, denn es verweisen auch die schönsten Steingeräthe aus Nephrit und Jadeit auch in jenen Zeiten fortwährend nach den alten Handelsstraßen, die nach Indien führten. Auf demselben Wege mag die Kunst der Bronzebereitung bis in unser Land gedrungen sein. Der Anblick der ersten aus diesem Metall bereiteten Waffen zeigte deren Bedeutung in so klarem Lichte, daß Sinnen und Denken auf deren Beschaffung gerichtet wurden. Nur die köstlichsten und besten Geräthe und die pietätsvoll aufbewahrten Waffen der Vorfäter blieben noch in Ehren, alles übrige mußte rasch der Bronze weichen. So bedeutend der Einfluß dieses Kulturmittels auf die Entwicklung ward, ist dennoch nicht zu verkennen, daß es sich hier wie mit so mancher Erfindung der Neuzeit verhielt, die gleichsam durch Anregung andere Erfindungen veranlaßte, ohne daß dieselben unmittelbar mit der ersteren in ursächlichem Zusammenhang stehen. In Bezug auf die Pfahlbau-

bewohner möchten wir hier nur auf den Aufschwung in der Töpferei und der verschiedenen Kunstfertigkeiten überhaupt verweisen.

Die Töpferei wird zwar noch ohne Töpferscheibe betrieben. Es zeichnen sich aber besonders die kleinern Gefäße durch bessere Auswahl des Thones aus und werden mit einer Graphitglasur vielfach bezogen. Auch die größern Gefäße sind mannigfaltig und geschmackvoll in der Form, die Verzierungen treten in kunstsinziger und schöpferischer Erfindung hervor. — Zahlreich sind die aus diesen Epochen stammenden Metallgeräthe. Sicheln, Messer, Meißel und Beile (in verschiedener Form, doch sämmtliche sehr klein), Angeln, Schwerter und Lanzenspitzen, sowie Schmuckgegenstände, Nadeln, Spangen und Ringe finden sich in verschiedener Form und Verzierung. Bei den Schwertern ist besonders bemerkenswerth, daß der Handgriff meist auf eine kleine Faust paßt, was mit den gefundenen Skeletten und Ueberresten von solchen, die nur auf eine mittelgroße Race schließen lassen, übereinstimmt. Es ist kaum zweifelhaft, daß mit dieser Periode gleichaltrige Gegenstände verschiedenen Orts auf dem Lande gefunden wurden; die zum Theil (durch angebrannte Knochen) auf Begräbnißstätten, zum Theil aber (durch Abweichungen in der Form der Schwerter oberhalb des Griffes, welche dieselben von allen Pfahlbauschwertern unterscheidet) von neben den Pfahlbaubewohnern lebenden andern Stämmen hinzuweisen scheinen. Aus letzterem Grunde gewinnt die Ansicht an Bedeutung, es sei bis in diese Zeiten und in spätere hinein eine neben den Bewohnern der Pfahlbaudörfer auf dem Lande seßhafte Bevölkerung nachzuweisen, die sich wesentlich von ersterer

unterscheide und in gewissem Zusammenhang mit den Höhlenbewohnern stehen möchte.

Am Biturberg bei Eggenburg in Niederösterreich wies Sueß Fundstätten von Waffen aus der Stein- und Bronzezeit nach, die nicht zu gleicher Zeit in Verwendung sein konnten, wie denn auch die Töpferwaaren auf eine lange dauernde Niederlassung hinweisen. Hiedurch ist wenigstens durch die Ähnlichkeit mit den Waffen der Pfahlbauer der Nachweis erbracht, daß an einzelnen Stellen auf ganz gleicher Kulturstufe stehende Stämme die Ansiedlung auf dem Lande von jeher denjenigen auf dem Pfahlwerk vorzogen. Mehr ist damit nicht gewonnen, denn wir wissen nicht, ob die nämlichen Stämme verschiedene Wohnstätten sich erbauten und aus welchen Gründen sie bald die Höhen, bald die Seen vorzogen, oder ob es verschiedene Stämme sind, die auf weitem Gebiet neben einander wohnten. — Die am Süden des Bielersees und anderwärts aufgefundenen rein kupfernen Gegenstände weisen darauf hin, daß sich zwischen die Stein- und Bronzezeit eine Kupferperiode einschleibt, in welcher Waffen und Geräthe aus Kupfer hergestellt wurden. Nach der Entdeckung der Legirung des Kupfers mit Zinn zur Bronze mögen zahlreiche der kupfernen Werkzeuge wieder eingeschmolzen worden sein. Durch den Nachweis der vorausgehenden Verwendung des Kupfers ist nicht ausgeschlossen, daß die Entdeckung der Metalllegirung unmittelbar auf der Nord- oder Südseite der Alpen stattfinden konnte. Die ersten Zinnlieferungen zu der tauglicheren Bronze bezogen die Pfahldörfler auch kaum durch die Vermittlung der Phönizier, sondern durch ein vorausgehendes Handelsvolk. Erst später mögen diese die Zinnlieferungen besorgt haben.

Mit der größten Entwicklung mehrerer Pfahlbauten in der Bronzeperiode geht der Verfall anderer parallel, es beginnt die vermehrte Landansiedlung besonders im Osten, während einzelne im Westen in höchster Entfaltung stehen. Aber es naht der allgemeine Verfall. Auf allen Gebieten der Thätigkeit jener Bewohner zeigt sich ein Streben der Verfeinerung, fast der Ziererei. Viele Gegenstände scheinen ebensosehr zu Schaustücken, als zu brauchbaren Dingen gefertigt. So sehr die Fortschritte in der Verzierung der Waffen und Werkzeuge wie die verbesserte Weberei angenehm berührten, scheint uns doch, wenn wir über die spätern wilden Jahrhunderte blicken, das Volk gegen das Ende der Bronzezeit mit einiger Verschwendung von Zeit und Kraft der spielenden Thätigkeit obgelegen zu haben.

Das Zeitalter des Eisens ist da. Die Gegenstände, welche uns aus der Eisenzeit erhalten sind, zeugen von einer wesentlich verschiedenen Geistesrichtung der Verfertiger, gegenüber derjenigen, welche die Bronzegegenstände gossen und hämmerten. Die Verschiedenheit des Metalles, seiner Eigenschaft und Behandlung erklärt dieß um so weniger, als das Eisen auch zu Schmuckgegenständen verwendet wurde, daher in den Augen der Besitzer und Verarbeiter werth genug einer mühevollen Behandlung erschien. Getriebene und Tremulirsticharbeiten zeugen zur Genüge, daß die Kunst der Metallbearbeitung nicht etwa im Rückschritt begriffen war, sondern bedeutende Fortschritte machte, es richtete sich aber die Nachfrage auf kräftige, wirksame Gegenstände, schwerere, anders geformte Waffen, Schwert, Aerte und Lanzenspitzen, denn zur Zeit der Blüthe in Bronzearbeiten. Der Nachfrage hatte schon damals die Produktion zu genügen und es fand



der kunstliebende Arbeiter nur noch Gelegenheit auf einzelnen Stellen, wie eben an den eisernen Schwertscheiden seine Kunst in zierlicher Ausführung zu zeigen. Die ächte Kunst zeigte sich aber in Form und Güte der Waffe wie des Geräthes zu täglichen Arbeiten.

Es mochten die Bronze-Gießer der Pfahlbauten gegen die Neuerung eifern wie sie wollten, mit dem ersten eisernen Schwert, mit der ersten Sichel, Sense oder Säge aus diesem Metall war die Nachfrage nach demselben erweckt, waren dessen Vorzüge klar und es hatte sich die Bronze überlebt und auf diejenigen Gegenstände zu beschränken, welche in Eisen noch nicht erhältlich waren, oder für diejenigen zu arbeiten, die sich eiserne Werkzeuge nicht zu beschaffen vermochten. Die Verschiedenheit der eisernen und bronzenen Waffen weist mit einiger Sicherheit auf ein anderes Volk hin, das dieselben verfertigte. Der Schwertgriff ist für eine etwas stärkere Faust berechnet, denn derjenige der Bronzewaffe. Es ist aber damit nicht ausgeschlossen, daß zahlreiche eiserne Geräthe eben so gut von den bisherigen Bewohnern durch Tauschhandel erworben werden konnten, wie wir dieß in Bezug auf das Zinn gesehen haben. Alle Anzeichen aber deuten darauf, daß mit oder nach dem kulturellen Siege des Eisens über die Bronze auch ein Volksstamm, der im vollen Besitze dieses Metalles war, sich über die Schweiz ausdehnte. Die Bewohner der Pfahlbauten, welche den Uebergang von Stein zu Bronze ausgehalten und nach den langen Zeiten fast ausschließlich friedlicher Thätigkeit nicht thatkräftig genug blieben, den Uebergang von der Bronze zum Eisen zu machen und sich dieses mächtigen Mittels zur Abwehr der Gegner zu bedienen, vermochten dem Anprall in keiner Weise zu widerstehen. Wir haben gesehen, daß die lang

andauernde, wenig gestörte Entwicklung in Gewerbsfleiß und Ackerbau gute Früchte getragen hatte und die Invasion des körperlich stärkern Stammes zerstörte dieselben eben so wenig vollständig, als die Bewohner einem Vernichtungskampfe entgegen gingen. Die bronzenen Schmuckgegenstände, welche noch in der Eisenzeit in Anwendung waren (Trojon) können nur der fortlebenden schwächern Race der Bronzefahlbauer gedient haben und deuten deshalb auf ihre Forterhaltung. Auch die Pfahlbaurdörfer waren mit der Einführung des Eisens und noch mit der vorausgehenden (Keller) oder annähernd gleichzeitigen Invasion des stärkern Volkes keineswegs dem Untergange geweiht. Es entstanden sogar neue, die Waffen in großer Zahl bargen (wie La Tène bei Marin im Neuenburgersee; in andern wurden Waffen aus frühern Epochen neben solchen aus Eisen gefunden. Auch weisen eiserne Messer mit bronzenem Griff wohl schon an eine Verarbeitung an Ort und Stelle hin und würden anzeigen, daß die Handwerker sich der Verarbeitung des neuen Metalls zuwandten. Dolche und Schwerter finden sich indessen auch in der Uebergangstation zu Hallstadt und können deshalb nicht für eine örtliche Erfindung gelten, wenn nicht die Kostbarkeit des Eisens zur Anwendung der Bronze zu Griffen führte. — Die Töpferwaaren der Eisenzeit sind nicht merklich von denjenigen der Bronzezeit verschieden (die Ziegel der Station von Tène weisen auf römischen Einfluß), die Mantelspangen, welche den gallischen ähnlich sind, lassen uns vermuthen, daß dieselben über der Schulter zum Zusammenheften umgeschlungenen Tuches, das wie ein Mantel getragen wurde, diente. Das lange Schwert mit den Klingenzeichen (wie Fabrikzeichen, die vielfach an den Halbmond erinnern)

und den Scheidenzierden hat keine Aehnlichkeit mit dem in der Mitte verbreiteten Bronzeschwert, das seiner Form wegen in keine enge Scheide paßte. Auch die Lanzenspitzen bieten wenig Aehnlichkeit. Dagegen sind die Geräthschaften des Ackerbaues von den früher gebräuchlichen nicht wesentlich verschieden. Die Sense ist nur eine etwas verbreiterte vergrößerte und in die Länge gestreckte und zum Befestigen an einen Worb zugerichtete Sichel. Auch das Instrument, welches als ein Rasirmesser angesehen wird, ist sich ähnlich geblieben. Das Beil (auch als Breitart!) ist dagegen schwerer geworden; die Form des alten Kelt ist verschwunden. Der Bogen ist, weil der Kampf nach kurzem Gruß der Wurfspeere Mann an Mann entschieden wird, durch den Wurfspeer verdrängt. Ueberhaupt scheint die Mehrzahl der Waffen der schwächern Faust der Pfahlbewohner entwunden und in die stärkere der Landbewohner gelegt, die wohl nur zu einem kleinen Theil am Schlusse der Bronzezeit eingewandert sind, aber vielleicht die zerstreuten Landsaßen zu größern Stämmen verbunden haben und damit den in bedeutender Zahl vereint wohnenden Pfahlbewohner nur zu einem untergeordneten Bestandtheil des Volkes machten. In der Hand der letztern aber bleiben alle diejenigen Geräthe, welche zu einer friedlichen Thätigkeit geeignet sind. Sie dürfen das Feld bebauen, die Ernte einheimsen, der Viehzucht obliegen — aber es hat sich ein stärkerer Kriegerstand herangebildet. Aus den beiden verschiedenen Stämmen entstanden Adelige, Knechte und Leibeigene, die zur Zeit des jugendlichen Diviko den glorreichen Zug unternahmen und die Römer warfen, unter dem alternden Diviko aber der Kriegskunst und vielleicht dem Ueberfall Cäsars erlagen. — Einzelne Pfahlbauten reichen hinab bis in das

erste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, aus den Ziegelresten zu urtheilen, sogar bis in die Tage der Römerherrschaft. Doch selbst die letzte Periode, diejenige des Eisens, umspannt ein großer Zeitraum und verliert sich in ihren Anfängen im Dunkel. Die Vergleiche mit den Funden auf dem Lande, in Gräbern und auf Schlachtfeldern zeigen viele Aehnlichkeiten zwischen den Gegenständen der Pfahlbaubewohner dieser Zeit und denjenigen des Landes. Diese Aehnlichkeit tritt besonders deutlich hervor in den Waffen des sogenannten Schlachtfeldes der Tiefenau bei Bern, von wo auch Münzen, wie aus Pfahlbauten auf massilische (südfranzösische) Handelsbeziehungen weisen. — Je näher wir in dem kurzen Ueberblick der ältesten Kulturentwicklung in der Schweiz, dem ersten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung und damit der historischen Zeit rücken, um so mehr wird uns zur Gewißheit, daß, wenn auch die Pfahlbauer einen großen Antheil an der ältesten Kultur genommen, wahrscheinlich die Träger der uns noch in der Gegenwart wichtigen Kulturpflanzen und die Ueberbringer unserer wichtigsten Hausthiere waren, ihre Bedeutung dennoch schon vor und besonders mit dem Eintritt der Eisenperiode rasch zu schwinden begann und sie sowohl nach dem Zahlenverhältniß zu den übrigen Bewohnern, als nach physischer Kraft und geistiger Frische hinter den Landsassen zurücktraten. Die Höhen und die befestigten Lager um den Bielersee schauten trotzig auf die unbedeutenden Reste der einst so ausgedehnten Bauten im See. Wie ihre Opferfeuer aus den Hainen über die Seefläche schimmerten und ihre hohen Steinaltäre sich erhoben, zeigte sich immer deutlicher die Schwäche des thönernen Halbmondes, welcher uns aus den Pfahlbauten aus den ältesten

Zeiten auf einen so vielen Völkern gemeinsamen Mondkultus zu verweisen scheint. Den anwachsenden Landsaßen hätte es ein Leichtes sein müssen, die Pfahldörfer vereinzelt anzugreifen und zu verwüsten, konnten dieselben doch trotz ihrer Vorräthe vor der Ernte beispielsweise und durch Vereitelung des Fischfanges bei der starken Bewohnerzahl leicht einzeln ausgehungert oder die Bewohner zum Rückzug über den See gezwungen werden. Dieß geschah aber nicht. Warum? Fühlten sich die Land- und Seesaßen als Stammesverwandte oder unterwarfen sich die letztern wie auch die ersten Ansiedler auf unserem Boden kriegerischen Stämmen, deren Namen fortan in den einzelnen Gauen genannt wurden und deren vornehmste Krieger den ersten Adel bildeten? Fast möchte dieß scheinen. Wenn die Helvetier aus zwölf Städten und hunderten von Ortschaften mit einer Viertelmillion Menschen nach Gallien ziehen konnten, so erscheint wahrscheinlicher, daß während der Eisenzeit statt eines Vernichtungskampfes gegen die Seesaßen eine Verbindung mit denselben durch deren Unterordnung stattgefunden habe. Ähnliche Beispiele zeigt die Geschichte zur Genüge. Die Pfahlbaubewohner, welche nach Art ihrer vielhundertjährigen Beschäftigung und wohl ohne jede Spur nationaler Verbindung jedes Dorf für sich den Weg seiner Entwicklung gesucht hatte, Wehr und Waffen nur zum Schutze gegen Ueberfälle und zur Jagd trugen, die immer spärlicher ausfiel und ungefährlicher, daher auch weniger anstrengend und zum Krieger bildend geworden war, mochten ohne wirklichen Widerstand den kriegerisch tapfern Kelten sich unterordnen.

Sank dieses Volk auch zur Dienstbarkeit und erhielt sich auf niedriger gesellschaftlicher Stufe oder verschwand es in den folgenden Zeiten vollständig, es hat seine

Mission in der Kulturentwicklung unseres Landes erfüllt. Noch in den jüngsten Zeiten wurden aus den Steinhügeln und den eingerammten Pfählen des eigenthümlichen Volkes wichtige Schlüsse auf die Veränderung der Spiegelhöhe unserer Juraseen gezogen. Bei den Arbeiten, welche zur Lösung einer hochbedeutenden Kulturaufgabe unseres Landes, der Entsumpfung des Seelandes, gemacht wurden, zeigten sich die reichsten Spuren seines Lebens und Schaffens und es berührte sich auf ein und demselben Boden die Thätigkeit der Menschen nach ein und demselben Ziele in einem zeitlichen Abstände von Jahrtausenden. Ueber den Acker, den dieses Volk zuerst urbar gemacht, den erst die hölzerne Hacke, dann das bronzene Werkzeug und endlich der Pflug mit der spitzen eisernen Pflugschar durchwühlt, zieht vielleicht nun der Dampfpflug seine Furchen und wo der Fremdling die erste Saat streute, legt die Sämaschine dieselben Körner in die Erde. Aber wie vor Jahrtausenden wächst und reift das Getreide, Hoffnung und Furcht des Sämannes sind sich gleich geblieben, wie vor Jahrtausenden wächst das Unkraut mit der guten Saat und kann erst nach der Reife ausgeschieden werden.

Die Zeiten nach dem Untergang der Pfahlbauten und dem Verschwinden des geheimnißvollen Volkes haben uns Vieles gebracht, mehr aber, als unser Land zur Kulturentwicklung seiner Bewohner vor dem Zeitpunkt des Beginnes unserer Zeitrechnung empfing, hat es schwerlich von einem andern Stamme empfangen. Das Getreide, die Hausthiere, die Kunst der Bestellung der Felder, die Bewachung und Zubereitung der Früchte, des Fleisches, der Häute, die Verarbeitung der Gespinnstfasern zur Kleidung, der Metalle zu allerhand Geräthen und Vorrichtungen! Die Völker, welche vor diesen Seebewohnern unser Land be-

wohnten, sie brachten das wichtigste, grundlegendste Kulturmittel, das Feuer mit sich. Man mag sich sträuben und winden wie man will — wir haben wenig Neues hinzugefügt, wir haben nur vervollkommnet. — Es kann die Kultur nicht im Treibhaus gezogen werden, sie schreitet nicht einem Menschenalter zu Liebe auf einmal mit Riesenschritten fort. Wir müssen uns umsehen nach gleichartigen Gaben, welche spätere Zeiten niederlegten an den neu aufgerichteten Altar und wir finden sie. Es ist die Schrift, den flüchtigen Gedanken zu fassen, die Kunst, welche das Schöne und Erhabene darzustellen sucht, die vervielfältigenden Künste, welche diese Erzeugnisse Allen vermitteln, das gebrochene Joch der Leibeigenen, die Erhebung der Gattin zur Gefährtin des Mannes und die erhaltene Jugendkraft, die Verbreitung kriegerischen Wesens mit der Neigung zu ungestörter friedlicher Beschäftigung — doch auch dieß ist ein Erbstück, wir können's nur wahren, mehren und veredeln.

